

## Porträt: Urs Häner

Urs Häner (63) studierte katholische Theologie in Luzern, Tübingen und Berlin. Er wurde 1985 Produktionshelfer in einer großen Druckerei bei Luzern. Er war Mitglied der Personalkommission, die letzten fünf Jahre als deren Präsident. Wegen der Betriebsschließung verlor er im November 2018 seinen Arbeitsplatz. Er engagiert sich seit über 30 Jahren in einem Luzerner Stadtteiltreff, und hat „in seinem Quartier“ dazu beigetragen, die sogenannten UntergRundgänge (sozialgeschichtliche Führungen) zu einer Marke zu machen.

Lieber Urs,

*Du bist Arbeiterpriester – ich weiß, das stimmt nicht ganz – und hast in Luzern viele Jahre in einer großen Druckerei als Produktionshelfer gearbeitet. Du hast Dich in dem Betrieb gewerkschaftlich engagiert und hast uns vor einiger Zeit geschrieben, dass die Druckerei nach vielen Jahren Kampf nun doch zugemacht wurde. Was hast Du gedacht, als man es Dir erzählt hat? Wie kann man eine solche Niederlage verarbeiten?*

Sich nicht unterkriegen lassen, immer wieder aufstehen, eine Niederlage einordnen in größere Zusammenhänge, sich von einem Gegenüber (und sei es von einem biblischen Text) etwas sagen lassen, sich aufbauen an einem alten Lied oder durch Bezugnahme auf Geschichten aus früheren Kämpfen – das waren und sind für mich die „Werkzeuge“ zur Verarbeitung von Niederlagen.

Wir nennen uns seit vielen Jahren „Arbeiterschwister“, weil wir längst nicht nur Priester sind, uns aber ohne das Korsett einer kirchlichen Anstellung zur Arbeits- und Alltagssituation einfacher Arbeiter/innen, Angestellter u.ä. gesellen wollen – in aller Vielfalt.

In der Tat bekamen wir am 8. November 2017, ich erinnere mich noch genau, in knapper Ansprache durch einen Verwaltungsrat den Bescheid, dass sich die Oberen vom eigenen Zeitungsdruck trennen wollen. Wie die meisten der über 150 Betroffenen dachte ich im ersten Moment: „Das kann doch unmöglich sein!“ Wir waren doch gut aufgestellt und hatten die Hütte voll Arbeit. Dass schwierige Zeiten auf die grafische Branche zukamen, wussten wir – aber gleich zumachen? Kolleg/innen waren zum Teil 40 Jahre in diesem Betrieb, manche über 20 Jahre, ich 33. Es folgten 14 Monate Auf und Ab, zwischen Engagement und Frust, zwischen solidarischem Aufbäumen und Einstecken der nächsten Niederlagen. Nun, die Schließung der Druckerei war nicht abzuwenden, als Betriebsratsvorsitzender war ich unter dem Strich zumindest erleichtert, dass doch viele wieder eine Stelle fanden. Zu welchen Bedingungen allerdings – manche müssen nun täglich weit fahren zur Arbeit usw.



Wie man das verarbeitet? Auch in diesem Wort steckt ja Arbeit. Ich habe gemerkt, dass jeder und jede eine eigene Form fand. Der eine fragte bereits fünf Minuten nach der Info nach dem Zwischenzeugnis, andere zogen sich in die innere Emigration zurück. Ich selber schwankte lange zwischen Prinzipientreue und Pragmatismus. Mir war es eine

Hilfe, Teil einer kollektiven Beratschlagung zu sein, was der jeweils nächste Schritt sein konnte. Inzwischen bin ich Frührentner und versuche mich neu zu sortieren. Aber der Schlag fremder Gewalt bleibt.

*Welche Rolle spielt Dein Glaube bei der Verarbeitung einer solchen Niederlage?*

Ich kann nur bekräftigen, dass mein Glaube gewiss eine Rolle spielt in meinem Leben, aber ich kann nicht sagen, wie ich mich ohne ihn verhalten hätte in dieser Niederlage. Der Glaube ist eine Grundhaltung, die sich hoffentlich manifestiert in konkreten Entscheidungssituationen und Taten. Ich mache ihn insbesondere an persönlichen und kollektiven Formen von Widerstandskraft fest. Bei Peter Bichsel, dem alten Agnostiker und Autor, lese ich die wunderbare Devise: „Gott ist mein Trotz“. Sich nicht unterkriegen lassen, immer wieder aufstehen, eine Niederlage einordnen in größere Zusammenhänge, sich von einem Gegenüber (und sei es von einem biblischen Text) etwas sagen lassen, sich aufbauen an einem alten Lied oder durch Bezugnahme auf Geschichten aus früheren Kämpfen – das waren und sind für mich die „Werkzeuge“ zur Verarbeitung von Niederlagen.

Wichtig ist mir ein weiteres „Werkzeug des Glaubens“: die bewusste Aufmerksamkeit für jene, die sonst vergessen gehen. Geschichte wird ja häufig als Siegeregeschichte inszeniert, ich meine, Glaubensgeschichte ist das Gegenteil von Siegeregeschichte, auch wenn niemand deswegen in die Niederlage verliebt sein soll.

*Kannst Du mehr über Deinen Glauben erzählen. Wie sieht Dein Glaube konkret aus?*

Auch wenn gilt, dass sich mein Glaube nicht einfach am Sichtbaren festmachen lässt, kann ich durchaus einige sichtbare Formen nennen. Dabei ist mir wichtig zu betonen, dass Glauben für mich immer eine gemeinschaftliche Seite hat. Ich finde analoge Glaubensgemeinschaften unverzichtbar. Glaube ist für mich dialogisch, mit den Menschen und mit Gott. Auch in der Schweiz sind ja zu Ostern alle physischen Gottesdienste abgesagt worden; ich gehörte daher zu einer Gruppe (in der Schweiz lag die behördliche Grenze bei fünf), die sich am frühen Ostermorgen im städtischen Friedhof einfand, um die Geschichte von den Frauen am Grab zu hören, im Angesicht des nahen Spitals Fürbitte zu halten und beim österlichen Gesang mit den

Vögeln zu wetteifern. Auch in normalen Zeiten ist es mir für meinen Glauben wichtig, regelmäßig in der Basisgruppe den Kontext meines Alltags und den anstehenden Text aus der biblischen Botschaft miteinander ins Gespräch zu bringen. Und auch zusammen zu singen.

Wenn ich mich beim „Schweigen für den Frieden“ auf dem Marktplatz in den Kreis stelle, hat das für mich mit meinem Glauben zu tun, dieses Engagement kann aber bei der Kollegin neben mir durchaus „glaubenslos“ sein. Wichtig ist, dass wir die Hoffnung auf Frieden teilen und zäh verteidigen. Bei den französischen Arbeiterpriestern habe ich ein wunderbares Motto kennengelernt: „Lebe so, dass du gefragt wirst“. Ich muss also nicht etwa meinen Glauben zu Markte tragen, sondern meine Praxis so gestalten, dass darüber ein Gespräch „über Gott und die Welt“ entstehen kann.

*Es gibt in der Bibel das Wort „hypomene“, das meist mit Geduld übersetzt wird. Es bedeutet: dranbleiben, oder noch genauer „darunter“ bleiben und nicht weglaufen. Du bist für uns ein Beispiel dieser biblischen „hypomene“. Ich denke dabei an die Römisch-Katholische Kirche, an die vielen Erwartungen und Enttäuschungen. Was machst du mit Deinem Zorn auf „Deine“ Kirche? Und hast Du nicht manchmal überlegt, sie zu verlassen?*

Kirche ist weit mehr als deren römisch-katholische oder evangelische/reformierte Verfasstheit. Was also würde ich verlassen, wenn sich denn die Frage zuspitzen würde? Wenn es mir zum Beispiel „nur“ um die Priesterweihe für Frauen und den Verzicht auf den Pflichtzölibat ginge, fände ich in der christkatholischen Kirche wohl eine neue Heimat. Aber ich denke, kirchliche Beheimatung ist mehr als ein paar Grundsätze und Organisationsformen – da kommt sehr viel in Schwingung, die halbe Biografie ist ja imprägniert durch kirchliche Erfahrungen und Schlüsselerlebnisse.

Trotzdem räume ich ein, dass ich immer mal wieder angestoßen werde, einen Kirchenaustritt gedanklich durchzuspielen: Als Professor Küng damals rausgeschmissen wurde (ich studierte grad in Tübingen), fragte ich mich, wo denn mein Platz in dieser Kirche sei, wenn schon dieser durchaus bürgerliche Kirchenmann keinen Platz haben soll. Als später der damalige Papst Benedikt bei jüdischen Menschen überwunden geglaubte Ängste reaktivierte, war ich ebenfalls am Punkt, zornig auf Dis-

**Glaubensgeschichte ist das Gegenteil von Siegeregeschichte, auch wenn niemand deswegen in die Niederlage verliebt sein soll.**

tanz zu gehen und „mit diesem Laden nichts mehr zu tun“ haben zu wollen. Aber dann gibt es eben auch gegenläufige Erfahrungen: Plötzlich gibt es da einen Papst aus Argentinien, der als ersten Schritt einen Besuch in Lampedusa macht und sich immer wieder als Anwalt der Schwachen, Geflüchteten und Bedrängten positioniert. Natürlich ist auch Franziskus ein Mann voller Widersprüche, aber wer ist das nicht? Wichtiger als die kirchlichen Koryphäen sind mir eh jene Schwestern und Brüder, seien sie katholisch oder reformiert oder

anderweitig religiös oder überhaupt nicht religiös, die einfach ihre Aufgabe ernst nehmen, solidarisch sind, Hoffnung teilen und sich nicht unterkriegen lassen. Wenn du also mich mit dem biblischen Wort *hypomene* zusammenbringst, ehrt mich das natürlich, denn in der Tat ist es mir wichtig, ausdauernd dranzubleiben, nicht wegzulaufen – von der Maloche nicht und auch von der beschädigten, teilweise korrumpierten katholischen Kirche nicht. „Auftreten statt austreten!“, bleibt meine Devise.

Ulrike Purrer

## Missionarische Präsenz in Tumaco

Im Januar 2020 besuchte und interviewte Bärbel Fünfsinn die deutsche Theologin Dr. Ulrike Purrer im Süden Kolumbiens. In Tumaco, einer afrokolumbianischen Stadt an der südlichen Pazifikküste, lebt und arbeitet die 43-jährige seit acht Jahren. Hier regiert die Drogenmafia, obwohl tausende von Soldaten seit Jahren vor Ort stationiert sind.

Die offizielle Arbeitslosigkeit liegt bei 70%. Die Hälfte der Bevölkerung ist jünger als 20 Jahre. Viele Frauen verdienen Geld in der Prostitution, junge Männer sind vom schnellen Geld des Drogengeschäfts angezogen. Außerhalb der Stadt wird Coca angebaut, auch aus Mangel an Alternativen. In Tumaco gibt es verschiedene bewaffnete Gruppen, u.a. jene Dissidenten der ehemaligen FARC-Guerilla, die sich dem Friedensabkommen von 2016 verweigert und ihre Waffen behalten haben. Sie alle streiten um die Vorherrschaft bei der Kontrolle der Drogen-Transportwege. So kommt es wöchentlich zu Toten durch Gewalt.

Ulrike Purrer ist promovierte Theologin, wuchs in Ostdeutschland auf, war schon als Abiturientin in Mexiko und später während des Studiums in El Salvador engagiert. Nach ihrer Promotion an der Universität Leipzig über die Rolle der katholischen Kirche im Friedensprozess El Salvadors wurde sie 2012 als Entwicklungshelferin von Comundo, früher Bethlehem Mission Immensee, nach Tumaco entsandt.

*Uli, warum nennst du dich hier Missionarin, misionera (spanisch)?*

Das hat sich in den letzten Jahren für mich verändert. Ich bin mit einem positiven Bild der „Entwicklungshelferin“ ausgereist. Es ist eine große Errungenschaft, dass Deutschland als einziges Land ein „Entwicklungshelfer\*innengesetz“ hat. Aber in der Praxis habe ich mich mehr und mehr von den meisten internationalen NGOs distanziert, die in der Praxis oft an der Realität vorbei „entwickeln“. Ich finde ihr Wirken fragwürdig, weil viel Geld eingesetzt wird und die Projekte dennoch häufig wenig mit der Wirklichkeit vor Ort zu tun haben. Viele Entwicklungsideen kommen von außen. Das halte ich für problematisch.

Deshalb werden die sog. chalecos (Westenträger/innen) auch von der lokalen Bevölkerung sehr kritisch beurteilt. Sie gelten als die, die Westen oder T-Shirts mit den Logos ihrer Organisation tragen, dazu das entsprechende Käppi. Ihr Fahrer bringt sie natürlich im Allradpickup zu ihrem Einsatz, aber wenn es ernst wird, müssen sie aus Sicherheitsgründen das Viertel verlassen.